

an Anschaulichkeit und Identifikationspotential weit überlegen.

Insgesamt hinterlässt der Band den Eindruck, dass es in diesem Forschungsfeld noch viel zu untersuchen und zu analysieren gibt. Die zwölf Beiträge liefern hierfür bereits zahlreiche Anstöße und Einblicke. Die thematische Vielfalt ist ebenso anregend wie eindringlich, vor allem wenn es darum geht, die Facetten dieses geschichtskulturellen Phänomens in seiner ganzen Bandbreite abzubilden. Mit den Kategorien »Körper_Emotion«, »Erlebnis_Raum« und »Ding_Bedeutung« benennen die Herausgeber/innen drei zentrale Strukturelemente ihres Untersuchungsgegenstandes, auch wenn nicht alle Beiträge diesen konzeptionellen Anspruch einlösen. Gleichwohl erweist sich dieser Zugriff als analytisch sinnvoll, da er eine Vielzahl von Deutungsangeboten anregt, die es nicht nur zu lesen, sondern auch zu diskutieren lohnt.

ULRIKE JUREIT (HAMBURG)

The Experience of Common Soldiers in Old-Regime Europe

Ilya Berkovich, Motivation in War: The Experience of Common Soldiers in Old-Regime Europe, Cambridge (Cambridge University Press) 2017, 280 S., 22,99 £

Vormoderne Armeen seien zwar im Gegensatz zu den Armeen des 19. Jahrhunderts Freiwilligenarmeen gewesen, die Werbung der untersten Gesellschaftsschichten habe jedoch auf Zwang beruht und auch danach habe der Zwang die Soldaten in den Truppen gehalten. Gegen diese etwas ältere Lehrmeinung schreibt Berkovich mit seiner Studie über die Motivation von Soldaten des 18. Jahrhunderts an. Gerade der Kampf in Linienformation stellte an die Soldaten hohe Anforderungen, was der Frage nach der Motivation, sich als Soldat nicht nur anwerben, sondern auch in Schlachten einsetzen zu lassen, durchaus Gewicht verleiht.

Überraschend und durchaus inspirierend ist der Bezug auf Theorien und Studien zum Kampfverhalten im 20. Jahrhundert, welche vor allem die Bedeutung von informellen Gruppen betonen, die sich im alltäglichen militärischen Leben bildeten und dazu führten, dass man für seine Kollegen kämpfte.

Berkovich kombiniert verschiedene Modelle zur militärischen Motivation zu einer drei-mal-drei Matrix: Drei Typen von *compliance* (der Begriff ist wohl am besten mit *Gefügigkeit* zu übersetzen), nämlich Zwang, Verdienst und Normen (*coercive*, *remunerative* und *normative*) werden zu drei Zeitpunkten (Rekrutierung, Dienst und Schlacht) untersucht. Das Modell ist an sich plausibel, allerdings umfasst es meines Erachtens nicht alle relevanten Motive. Wo etwa soll der Wunsch, dank Militärdienst Reiseerfahrung zu sammeln, untergebracht werden? Die Erkenntnisse der neueren Migrationsforschung könnten hier komplexere Erklärungen anbieten, die das vorliegende Modell leider nicht berücksichtigt.

Die Arbeit basiert auf einer großen Anzahl von meist edierten Selbstzeugnissen. Insgesamt dominieren aber doch einige wenige Texte die Arbeit. Obwohl Berkovich durchaus differenziert, welchen Einfluss Intentionen und zeitliche Distanz auf die Texte hatten, gibt er einen »positivist approach« zu: »the statements of the authors are taken as they stand«. Leider geht der Autor nicht darauf ein, ob die Tatsache, schreiben zu können, die Stellung in der Armee und somit die Selbstzeugnisse beeinflusste. Etwas irritierend ist übrigens die Praxis, Fußnoten praktisch nur am Ende der Absätze zu setzen und damit die klare Zuordnung der Quellen zu verunmöglichen. Zudem wird dadurch zum Teil verschleiert, dass gewisse Aussagen nicht belegt sind (zum Beispiel die sinkende Kaufkraft von Soldatenlöhnen im 18. Jahrhundert).

Der gut strukturierten Einführung folgt ein nachvollziehbarer Aufbau: Zuerst wird die Bedeutung des Zwangs (als bisher dominantem Modell) anhand von Desertion

und Disziplin relativiert, danach untersucht die Studie die drei erwähnten Zeitpunkte und lässt dabei die *normative compliance* immer stärker in den Vordergrund treten. Das Kapitel über die Desertion zeigt vor allem auf, dass sie im 18. Jahrhundert über weite Strecken straffrei ausging – nur ein kleiner Anteil der Deserteure wurde erwischt, dann aber oft drakonisch bestraft. Gegen Ende des Jahrhunderts hätten sich mildere, aber auf einen größeren Anteil aller Deserteure angewandte Strafen als erfolgreicher erwiesen. Sogenannte »bounty-jumpers« nutzten Desertion aktiv als Mittel, um zu schnellem Geld zu kommen: Man ließ sich anwerben, erhielt Handgeld und desertierte umgehend. Berkovich schließt mit der Frage, weshalb angesichts des geringen Risikos nicht mehr Soldaten desertierten. Die militärische Disziplin sieht er als Verhandlungssache, wovon gerade auch Meutereien zeugten und die eher selten angewandten körperlichen Strafen im Kontext einer Gesellschaft, die körperliche Gewalt tolerierte. Die Soldaten hätten folglich die Disziplin akzeptiert und nicht als ungerecht angesehen, auch wenn sie sich in einzelnen Punkten gegen das »military system« wehrten.

Zur Motivation bei der Rekrutierung stellt Berkovich anhand von Werbeaffichen fest, dass Aspekte dessen, was er die institutionelle Seite der Armee nennt, überwiegen: Materielle Aspekte traten gegenüber schönen Uniformen und einer »language of gallantry and patriotism« in den Hintergrund. Auch nach der Werbung seien die Rekruten gut umsorgt worden und man habe ihnen vertraut, abgesehen von einzelnen Ausnahmen. Armut allein wird als unzureichende Erklärung angesehen, Rekruten hatten oft eine »predisposition for military service«, auch Reiselust spielte eine Rolle. Ein Stück weit wird hier *ex negativo* die Rolle der *normative compliance* begründet: Weil Bezahlung sowie Beute und auch der Zwang die Rekrutierung von Soldaten nicht zu erklären vermögen, müssen andere Faktoren, eben die normative Ebene, herhalten.

Eine sogenannte »counter-culture of honour« dient im nächsten Kapitel als Erklärung, weshalb die Soldaten im Dienst blieben. Berkovich beschreibt, wie selbst widerwillige Soldaten (etwa der bekannte Ulrich Bräker) erfolgreich in eine Militärkultur sozialisiert wurden und sich selbst als »tapfere« Soldaten beschrieben, die nicht zuletzt die gewünschte Körperhaltung annahmen. Ob sie wirklich deswegen nach ihrer Heimkehr nicht mehr erkannt wurden, wie der Autor behauptet, sei dahingestellt. Eher scheint mir dies ein beliebter Topos zu sein. Anhand von Duellen und dem Verhalten gegenüber Frauen soll anschließend die Rolle der Ehre (welche Berkovich etwas unscharf nach innerer und äußerer differenziert, wobei letztere in »mini-honour-groups« gepflegt worden sei) aufgezeigt werden. Soldaten werden dabei mit modernen »gang members« verglichen und hätten, auch dank der »corporate identity«, »happiness in their military life« gefunden.

Abschließend kommt Berkovich auf die Motivation in der Schlacht zu sprechen, die zweiseitig sei. Nebst der tatsächlichen Situation auf dem Schlachtfeld und dem individuellen Umgang mit der Situation habe die Vorbereitung auf die Schlacht eine große Rolle gespielt. Die Entscheidung des Autors, auf Ersteres nicht einzugehen, ist schwer nachzuvollziehen; es kommt der Verdacht auf, dass die Quellen hier eine andere Perspektive einnahmen, als die vom Autor verfolgte. Gerade die Schlachterfahrung könnte sich meiner Ansicht nach sehr gut eignen für die Untersuchung, ob normative Vorstellungen wirklich so wichtig waren. Zentrale Faktoren des zweitgenannten Aspekts seien zweierlei: einerseits die Wahrnehmung von nationalen Stereotypen und die Rezeption von »official dispatches or uplifting sermons«, andererseits die sozialen Beziehungen innerhalb der Truppe. Die Kleingruppe wird erneut erwähnt, ebenso die meist guten Beziehungen zu den Offizieren, zu denen die Soldaten häufig in einem Patronage-Verhältnis standen. Die soziale Kontrolle und

das soziale Netzwerk erscheinen so als die Faktoren, welche die Männer zum Kämpfen brachten. Als Fazit hält Berkovich deshalb fest: »This study argues that those who fought, survived and stayed in the ranks did so willingly«.

Mit dem Ausblenden der eigentlichen Schlachtsituation verliert Berkovich allerdings wichtige Faktoren aus dem Blick. So etwa die Frage nach der Angst: Wer Bräkers Selbstbezeichnung als »braven Soldaten« anführt, sollte seine Darstellung der Schlacht von Lobositz und die darin zum Ausdruck gebrachte Angst auch erwähnen. Zudem wird gerade im letzten Kapitel zur Schlachtsituation zu wenig reflektiert, wie die Rezeption von patriotischen Ansprachen und offiziellen Schlachtbeschreibungen in (zeitlich oft weit entfernten) Selbstzeugnissen zu interpretieren ist. Es ist zumindest zweifelhaft, ob sie Ausdruck einer Internalisierung ist, die schon im Dienst stattgefunden hat.

Die größte Lücke in der Studie ist meines Erachtens aber die Frage nach der Gewalt. Das Faszinosum am Soldatendasein ist ja gerade das Erleiden und Ausüben von stumpfer Gewalt (sei es in der Schlacht, und damit verbunden mit Todesgefahr, sei es gegenüber der Zivilbevölkerung). Sie ist es, welche die Frage nach der Motivation von Soldaten ihre Brisanz gibt. Gewalt praktisch auszublenden, sowohl erlittene und mehr noch ausgeübte Gewalt, reduziert den Wert dieser Studie beträchtlich. Über Gewalt wurde oft lakonisch oder gar nicht berichtet, und doch ist sie in den Quellen sicher präsent – zumindest durch ihre Abwesenheit. Dies müsste unbedingt zum Thema gemacht werden und stände dann wohl in scharfem Kontrast zur etwas gar zu idyllischen Sicht vom Soldatendasein in den letzten zwei Kapiteln der Arbeit.

Die Gewalt ist es auch, welche die »pre-disposition« in ein neues Licht rückt. Die soldatische Haltung war ja ein ganz gezielt erstelltes soziales Konstrukt nicht zuletzt mit dem Ziel, Gewaltausübung zu fördern. Dennoch ist die Hauptthese des Buches,

dass das soldatische Leben und der Beruf des Soldaten durchaus ihre Attraktivität hatten, nicht einfach von der Hand zu weisen, denn: Welche Alternative haben wir, um die Tatsache zu erklären, dass eben viele Leute doch hingingen, wenn Krieg war?

BENJAMIN HITZ (BASEL)

Studentische Schulden in Jena 1770–1830

Sandra Salomo, Die Ökonomie des knappen Geldes. Studentische Schulden in Jena 1770–1830 (Kleine Reihe; Bd. 49), Köln/Weimar/Wien (Böhlau) 2016, 438 S., 37 Abb., 55,00 €

Sandra Salomo untersucht in der vorliegenden Studie ein außergewöhnliches Kredit-system. Die Ökonomie des Studiums brachte für die meisten Studenten der Universität Jena (Salana) im untersuchten Zeitraum (1770 bis 1830) neben den akademischen Herausforderungen auch die Auseinandersetzung mit Krediten mit sich. Das von der Autorin detailliert beschriebene Kredit-system weist im Vergleich zu den Privatkrediten der Stadtbevölkerung Jenas markante Unterschiede auf. Die Studierenden unterstanden auch in Kreditfragen der akademischen Gerichtsbarkeit. Sie waren damit Teil einer rechtlich exkludierten Gemeinschaft, die dennoch mit einem breiten Personenkreis innerhalb und außerhalb Jenas in teilweise kreditbasierte Interaktionen trat. Es war Studenten verboten, Bargeld zu borgen und ihnen gewährte Kredite durften nicht verzinst werden. Bei der Finanzierung ihres Studiums waren sie vor allem auf familiäre Unterstützung angewiesen. Diese wurde ihnen häufig in Form von vor Ort in Bargeld einzulösenden Wechseln gewährt. Kam es zu Konfliktfällen, nahm die Salana »die Rolle der richtenden Vermittlerin zwischen den Interessen der kreditgebenden städtischen Bevölkerung Jenas und der sich borgenden Studenten« ein. Im Zweifelsfall entschied diese mit Rücksicht auf ihr Ansehen bei zu-